

Yoran Leicher: Dank „Tiger“ plötzlich weltbekannt

Antikriegsfilm erobert weltweit die Streamingcharts, zu sehen ist darin auch der Schauspieler aus dem Westerwald – Wir haben mit ihm gesprochen

Von Stefan Schalles

■ **Hachenburg.** Als Yoran Leicher 2018 zum ersten Mal von unserer Zeitung interviewt wurde, hatte der gebürtige Hachenburger (Westerwaldkreis) sein Leinwanddebüt gerade absolviert – und einen großen Traum noch vor Augen: Die Karriere als Schauspieler war damals schon sein Berufswunsch, aus dem in der Zwischenzeit längst Wirklichkeit geworden ist. Nach mehreren Engagements in Kinder- und Jugendfilmen wie „Zu weit weg“ oder „Die drei !!!“ feierte der 21-Jährige im Antikriegsfilm „Der Tiger“ zuletzt einen internationalen Megaerfolg. Es wird also mal wieder Zeit für ein Gespräch:

Herr Leicher, mit der von Ihnen eindringlich verkörperten Figur eines jungen Soldaten in „Der Tiger“ ist Ihnen vor Kurzem ein weiterer wichtiger Schritt in Ihrer Karriere gelungen. Bei Amazon Prime Video war der Antikriegsfilm in Deutschland und 27 anderen Ländern auf Platz eins der Streamingcharts. Wie kamen Sie zu dieser Rolle?

Die Castinganfrage hat mich tatsächlich mitten während meiner Abiphase im Frühjahr 2023 erreicht. Ich habe dann quasi zwischen Tür und Angel mein Vorstellungsvideo aufgenommen, wurde kurz nach den Prüfungen zum Livecasting nach Berlin eingeladen und hatte in der Woche darauf bereits die Zusage. Das war rückblickend schon eine krasse Zeit, weil es für mich mehr oder weniger direkt vom Abi zu den Lese- und Drehproben und weiter zum Dreh ging.

Wie nimmt man einen solchen Erfolg, wie „Der Tiger“ ihn derzeit hat, denn als Schauspieler schließlich wahr?

Der Film lief ja zunächst mal im Kino, was für einen Stoff wie diesen schon bemerkenswert ist. Dass er danach dann auch noch im Streaming so einschlagen konnte, finde ich einfach unglaublich. Ich habe das selbst allerdings eher schrittweise realisiert, als die ersten Nachrichten kamen: „Der Tiger“ ist in Großbritannien auf Platz eins, dann in den USA, danach auch in Deutschland.“ Für mich als Schauspieler ist ein solcher Erfolg natürlich etwas sehr Schönes, aber er ist auch deswegen wichtig, weil der Film die ganze Grausamkeit des Krieges und die damit einhergehende Entmenschlichung in sehr starken Bildern vor Augen führt – und das sollten sich, glaube ich, gerade heute möglichst viele Menschen als abschreckendes Beispiel anschauen.



Der deutsch-tschechische Antikriegsfilm „Der Tiger“ war bereits in 28 Ländern auf Platz eins der Streamingcharts. Der Westerwälder Yoran Leicher spielt darin den jungen Ladeschützen einer Panzerbesatzung an der Ostfront.

Foto: Amazon MGM Studios

Nun sind Kriegsfilm ja vor allem in Deutschland ein sehr sensibles, oft schwieriges Thema. Wie haben Sie und die Crew sich auf diesen Film vorbereitet?

Wir haben uns von Beginn an sehr kritisch mit dem Stoff auseinandergesetzt und im Gespräch mit Regisseur Dennis Gansel auch immer wieder hinterfragt, was wir mit dem, was wir machen, eigentlich ausdrücken wollen. Man muss bei einem solchen Thema schon sehr genau hinschauen – und eben das haben wir gemacht. Darüber hinaus bin ich selbst für meine Rolle aber auch noch mal intensiv in die Recherche eingestiegen: Ich habe zum Beispiel viel Kriegsliteratur gelesen, vor allem auch Erfahrungsberichte von Soldaten, Briefe von der Front, um für mich erst mal möglichst umfangreiche Informationen zu sammeln. Im zweiten Schritt habe ich dann zudem auch versucht, mich in die Rolle, in die Person von Michel hineinzusetzen, etwa indem ich Tagebucheinträge aus seiner Perspektive geschrieben habe. Dadurch konnte ich schließlich auch einen subjektiven, einen emotionalen Bezug zu dem dargestellten Charakter aufbauen, auch wenn das natürlich nicht leicht war, weil Michel als Soldat des NS-Regimes eben an

grauenhaften Verbrechen beteiligt ist.

Der Film selbst spielt über weite Strecken in dem namensgebenden Panzer. Wie herausfordernd waren die Dreharbeiten vor diesem Hintergrund?

Sie waren vor allem sehr intensiv, insbesondere die Gefechte, die wir im Studio simuliert haben. Der Tiger wurde für den Film weitestgehend originalgetreu nachgebaut, im Innern ist es unglaublich eng – und ich bin relativ groß. Insofern war das sehr bedrückend; während der Dreharbeiten gab es auch immer wieder Situationen, in denen wir fünf Minuten ohne Schnitt gefilmt haben. Der Panzer stand dafür auf einer speziellen Vorrichtung, mit der zum Beispiel die Einschläge von außen durch Rütteln simuliert wurden. Man war umgeben von Metall, Dreck, Kunstnebel. Und irgendwann hatte man tatsächlich das Gefühl, man steckt selbst mitten in diesem Überlebenskampf. Das war teilweise so extrem, dass ich raus aus dem Studio musste, um mich zu vergewissern, dass ich in Sicher-

heit bin. Und zugleich darf man natürlich auch nicht vergessen, dass wir in Prag gedreht haben, also nicht weit entfernt von der Ukraine, wo Menschen das, was wir nur gespielt haben, gerade wieder jeden Tag in der Realität erleben.

Inwiefern war daneben denn auch die Rolle selbst anspruchsvoll? Mit Michel spielen Sie einen jungen Mann, der indoktriniert ist und im Namen des NS-Regimes kämpft, aus dem im Angesicht des Krieges aber immer wieder auch die emotionale Belastung, die mentale Überforderung spricht.

Die Rolle spiegelt für mich vor allem eine Ambivalenz zwischen Gehorsam und Schuldgefühl. Michel ist natürlich indoktriniert und hat auf dieser Grundlage auch erst mal das Gefühl, das Richtige zu tun. Gleichzeitig muss er im Laufe des Films aber immer wieder feststellen, dass es sich für ihn nicht richtig anfühlt, weil er an einem grausamen Angriffskrieg beteiligt ist. Ihm wird bewusst, wenn auch nur subtil, dass er sich schuldig macht, und ich glaube, dass die Beziehung zu seinem Kommandanten

gerade auch deswegen so wichtig ist, weil er ihm eine gewisse Sicherheit, eine Bestätigung darin gibt, an dem Gedankenkonstrukt des NS-Regimes festzuhalten. Er ist also einerseits sehr zart, sehr emotional, sehnt sich nach Liebe und seinem Zuhause. Auf der anderen Seite ist Michel aber auch jemand, der im Auftrag eines Terrorregimes Menschen ermordet.

Unter Kritikern hat der Film schließlich ebenfalls ein zweigeteiltes Echo hervorgerufen: Er wurde zwar vielfach gelobt, vor allem für seine technische Handwerkskunst, zugleich aber auch kritisiert, etwa für die zu schwach beleuchtete Opferperspektive. Können Sie diese Kritik nachvollziehen?

Ja, kann ich, aber der Film legt den Schwerpunkt durch die gewählte Perspektive des Panzers ganz bewusst auf die Täter. Und gerade das finde ich persönlich sehr spannend, weil es eine andere Annäherung an Erinnerungskultur ist: Mit Sicherheit wird sich der ein oder andere Zuschauer sogar dabei ertappen, dass er Sympathien für die Tiger-Besatzung entwickelt, weil der Film die Soldaten zunächst mal als normale Menschen zeigt und erst gegen Ende das gan-

ze Ausmaß der Schuld offenbart, die sie durch fatale Entscheidungen auf sich geladen haben. Gleichzeitig verdeutlicht dieser Fokus auf die Menschen aber auch: Das hätten genauso gut du oder ich sein können. Und spätestens hier sollte jedem klar werden, wie wichtig es auch heute ist, kritisch nachzudenken, sich für Menschlichkeit und gegen den Dienst für irgendein totalitäres Regime zu entscheiden. Der Film hat für mich daher auch nichts Heroisierendes, er bildet vielmehr unverblümt die ganze Grausamkeit, die Orientierungslosigkeit des Krieges ab. Er ist erschreckend, auf seine Art auch abschreckend und zu keiner Zeit so, dass jemand sagen wird: Das ist aber toll, was die da machen.

Ändert ein solcher Film denn am Ende vielleicht auch ein Stück weit die eigene Sicht auf die Welt? Wenn man sich heute in Deutschland umhört, gewinnt man ja oft den Eindruck, der Weltuntergang stehe unmittelbar bevor – was in Teilen natürlich auch seine berechtigten Ursachen hat. Aber sich zu vergewärtigen, was frühere Generationen erlebt haben, etwa im Zweiten Weltkrieg, relativiert das eigene Empfinden in der Gegenwart dann doch bestenfalls auch ein Stück weit.

Ja, das tut es. Grundsätzlich führt der Vergleich mit anderen Lebenssituationen und Ländern eigentlich immer dazu, dass man feststellt, wie privilegiert wir in den Demokratien der westlichen Welt sind. Das wird einem durch einen Film wie „Der Tiger“ natürlich noch mal ein Stück weit bewusster, aber es verdeutlicht zugleich auch die nach wie vor bestehende Gefahr für unsere Demokratie. Der Film ist für mich vor diesem Hintergrund auch nicht irgendetwas aus der Vergangenheit, sondern blickt eher auf Dinge, die zurzeit auch wieder in Europa passieren.

Dabei dürfte der internationale Erfolg des Films für Sie sicher auch beruflich einiges verändert haben, oder?

Definitiv, man merkt einfach, dass man seitdem präsenter ist, die Leute erkennen einen öfter, man erhält mehr Castinganfragen. Das Schöne ist, dass ich gleich nach dem Abschluss der Dreharbeiten zu „Der Tiger“ weitere wunderbare Projekte machen durfte, den Kinofilm „Mädchen Mädchen“ zum Beispiel oder die Serie „Club der roten Bänder“. Es gibt auch schon ein neues Projekt, aber ich darf leider noch nicht verraten, warum es darin geht.

Aya Jaff rechnet mit den Tech-Bros ab

Ist das Silicon Valley gar kein neutraler Ort technischen Fortschritts? Programmiererin gewährt Blick hinter die Kulissen

■ **Berlin.** Immer wieder melden sich Kritiker der Digitalisierung zu Wort, die gleichzeitig von ihr massiv profitieren. Der IT-Unternehmer Mustafa Suleyman etwa oder der KI-Entwickler Geoffrey Hinton haben mit dem Aufstieg von Big-Tech Millionen verdient, um jetzt vor den Gefahren ihrer eigenen Erfindungen zu warnen. KI – so ihre Sorge – könnte die Menschheit schlimmstenfalls sogar zerstören. Doch hätten sie nicht vorher die Risiken erkennen und verantwortungsvoller handeln können?

Unwahrscheinlich, sagt die Programmiererin und Autorin Aya Jaff. Denn im Silicon Valley werde Innovation mit Oberflächlichkeit verwechselt – das große Geld stets im Blick. Statt um Verantwortung, gesellschaftliche Folgen oder ethische Leitplanken gehe es schlicht um Wachstum. Was entwickelt werde, bestimmten ausschließlich die Investoren.

Und sie muss es wissen. Denn die gerade mal 30-Jährige war früher selbst Teil der Tech-Szene. Als Stipendiatin der Non-Profit-Organisation „Women Who Code“ nahm

sie am Draper-Programm teil, einem Förderprogramm für junge Start-ups, finanziert von Risikokapitalgeber und Krypto-Milliardär Tim Draper. Auch Peter Thiel war einer seiner Businesspartner. Disruptive Produkte zu schaffen und erfolgreiche Start-ups aufzubauen, ist Ziel des Draper-Programms. Hier entwickelte Aya Jaff Start-up-Ideen, bewegte sich auf Konferenzen und in Investorenrunden.

Weshalb ihr Buch etwas Besonderes ist, denn sie zeigt: Der kritische Blick kann auch einsetzen, bevor die eigenen Schäfchen im Trocknen sind. Und gleichzeitig gewährt sie einige seltene Einblicke in das Innenleben des Silicon Valley. Etwa wenn sie von ihrer persönlichen Krise berichtet, weil Investoren sie als „ungeeignete Gründerin“ abqualifizieren. Dabei hatte sie schlicht den Nutzen von Projekten hinterfragt. Oder wenn sie beschreibt, wie andere die eigenen

Werte „Stück für Stück verschieben“, nach dem Motto „Erst das Geld, dann das Gewissen“. Man kann sich gut vorstellen, wie hier der Samen gelegt wird, damit solche Gründer in das neoliberale Weltbild von Big-Tech passen.

Im Mittelpunkt aber steht ihre Analyse, weshalb die Digitalisierung so stark profitgetrieben ist und mit welchen Mitteln die „Broligarchie“ – eine kleine Gruppe extrem reicher Männer – so einfluss-

reich wurde. Angefangen bei der Idee des „Solutionismus“, wonach es für jedes gesellschaftliche Problem eine technische Lösung gibt, über Tech-Ideologien wie den Cyberlibertarismus, der politische Ziele in scheinbar neutrale technische Sprache verpackt, bis hin zur Übernahme der digitalen Infrastruktur durch wenige Konzerne. Amazon, Microsoft und Google kontrollieren mit ihren Rechenkapazitäten längst nicht mehr nur den US-Markt, sondern haben auch

große Teile Europas an den Tropf gelegt. Staatliche Verwaltungen, Krankenhäuser oder Bildungseinrichtungen greifen auf die Dienste der US-Konzerne zurück, die sie nur schwer kontrollieren können.

Vieles von dem, was Aya Jaff hier zusammenträgt, ist (glücklicherweise) längst Teil der öffentlichen Debatte. Umso spannender wird es dort, wo sie den Blick nach vorn richtet und fragt, wie sich die Macht aus dem Silicon Valley zurückholen lässt. Denn genau dafür ist sie angetreten. Wie kann man KI demokratisch, transparent und gemeinwohlorientiert einsetzen?

Auch wenn sie nicht die perfekte Antwort darauf hat, erweist sich ihr Buch dennoch als echter Mutmacher. Erstaunlich, wie viele Initiativen es bereits gibt. Ob in Hamburg, Berlin oder Barcelona: Etlche Städte schaffen kommunale Infrastrukturen, um sich unabhängig zu machen von den kommerziellen Datenriesen. Einige Initiativen stellt sie vor.

Ihr Fazit: Wir erleben den Anfang einer institutionellen Gegenbewegung. Aber auch theoretische Ansätze wie die Idee der Public-Private-Partnership oder das umstrittene „Degrowth“-Konzept greift Aya Jaff auf. Letzteres kritisiert sie als moralische Haltung, der eine überzeugende Strategie fehle, wie weniger Wachstum demokratisch, global und gerecht organisiert werden soll. Ihre Forderung stattdessen: Ressourcen umleiten, Kontrolle demokratisieren und Narrative verändern.

Schon 2019 wurde Aya Jaff vom US-Magazin Forbes zu den führenden Köpfen ihrer Generation im Bereich Leadership gelistet. Von ihr wird sicher noch in Zukunft zu hören sein. Ihr Buch leistet einen wichtigen Beitrag auf dem Weg dahin, den Tech-Bros aus dem Silicon Valley die Stirn zu bieten. Vera Linß

➕ Aya Jaff: „Broligarchie. Die Machtspiele der Tech-Elite und wie sie Fortschritt verhindern“, Econ Verlag, 240 Seiten, 23,99 Euro



Aya Jaff Foto: Sebastian Lock/Ullstein Verlag



Was hinter der „Rheinischen Sentenz“ steckt

Diskussion über Neid

■ **Koblenz.** Im Rheinland hört man immer wieder den mahnenden Rat „Man muss auch gönnen können!“ Und über genau diese „Rheinische Sentenz“ werden nun auch die Gäste im nächsten Café Philosophie mit Rudolf Lütke diskutieren. Der langjährige Professor für Philosophie an der Uni Koblenz wird dabei der Frage nachgehen, ob der oben genannte Satz nicht auch in einer strengeren moralischen Bedeutung aufgefasst werden kann, im Sinne von: „Du musst auch gönnen!“ Oder: „Du darfst nicht neidisch und eifersüchtig sein.“ Was in dieser Form wiederum in Konkurrenz treten würde mit dem „Missgunst-Syndrom“ aus Ehrgeiz, Neid und Schadenfreude, das sich etwa aus den anthropologischen Theorien von Kant und Schopenhauer ableiten lässt. Das Café Philosophie findet an diesem Sonntag, 1. Februar, um 17 Uhr in Diehls Hotel in Koblenz-Ehrenbreitstein statt. Die Teilnahme ist kostenlos, eine Anmeldung nicht erforderlich. red